



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beobachtungen und Urteile eines sächsischen Diplomaten. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Beobachtungen und Urteile eines sächsischen Diplomaten

2



achdem wir die Ansichten des Grafen Bizthum über die Entwicklung der deutschen Frage kennen gelernt haben, wählen wir nun einige von den Beobachtungen aus, die er im Verlaufe seiner diplomatischen Thätigkeit zu machen Gelegenheit fand, und verbinden damit die Hauptzüge einer Anzahl von Charakterbildern hervorragender Staatsmänner, die sein Bericht nach Begegnungen mit diesen oder nach andern Erfahrungen entwirft.

Im August 1864 ging der Graf in geheimer Sendung von Dresden nach Hannover, um sich mit dem Minister von Platen über die Lage und namentlich über die schwer verständlich gewordene Stellung, die Hannover damals zu der schleswig-holsteinischen Frage einnahm, zu besprechen und Beust Klarheit zu verschaffen, ob Baiern und Sachsen noch auf das Welfenreich rechnen könnten. Platen gab ihm „in vollstem Vertrauen“ umfassende Auskunft über die Auffassungen und Zielpunkte seiner und des Königs Politik nach der Londoner Konferenz und nach Beendigung des Krieges mit Dänemark. Er betrachtete die Erbfolgefrage in den Herzogtümern als eine offene, begriff die warme Teilnahme Sachsens für den Augustenburger nicht und meinte, der Großherzog von Oldenburg sei mit seinen Ansprüchen zwar spät, aber nicht zu spät gekommen. Wer von beiden das bessere Recht habe, sei zu prüfen; besonders wichtig aber sei für einen Nachbarstaat Schleswig-Holsteins wie Hannover die Frage der politischen Bürgerschaften, die diese Kandidaten zu bieten hätten. Es müsse wünschen, daß der neue Staat weder ein Vasall Preußens noch ein Baden an der Nordsee werde, d. h. anarchischen Zuständen anheimfalle. Nun sei der Augustenburger der Kandidat des Nationalvereins, der zwar aus Haß gegen Bismarck augenblicklich die preußische Spitze nicht mehr betone, aber sie bald wieder hervorkehren werde. Dann lasse sich mit der Verfassung von 1849 Schleswig-Holstein nicht regieren, und der Augustenburger, der sie angenommen habe, werde daher fortwährend genötigt sein, preußische Hilfe und Einmischung zu verlangen, um sich anarchischer Zustände zu erwehren. Wenn er Bismarck

gegenüber den Souverän spielen, so erkläre sich das aus jenem Haffe des Nationalvereins. Mit dem Kronprinzen von Preußen jedoch sei der Herzog Friedrich handelsweis, und gelange er zur Regierung, so werde er Preußen sowohl die diplomatische Vertretung als die militärische Führung überlassen. Käme es dahin, daß die Schleswig-Holsteiner nur zwischen Anarchie und Preußen zu wählen hätten, so würden sie sich für die Unterordnung unter diese Macht als für das kleinere Übel entscheiden. Wenn aber diese verkappte Mediatifizierung einträte, die der Nationalverein anstrebe, so würden die hannoverschen Stände noch vor Ablauf zweier Jahre Nachahmung dieses Beispiels empfehlen und nach Befinden verlangen. Sei dann Hannover borusifiziert, so werde Sachsen auch nicht lange widerstehen. Weit bessere politische Bürgschaften als der Erbprinz von Augustenburg biete den vier kleinern deutschen Königreichen für ihr gemeinsames Interesse der Großherzog von Oldenburg. „Er habe Hannover gegenüber die Verpflichtung übernommen, die Verfassung von 1849 keinesfalls anzunehmen, und zugleich dem preußischen Gesandten unumwunden erklärt, er würde niemals in eine Militärkonvention willigen, er sei ebenso entschlossen wie der König von Preußen, seine Souveränität zu behaupten, und er würde daher für die diplomatische Vertretung seiner Lande selbst Sorge zu tragen wissen. Die Vereinigung Oldenburgs mit den drei Elbherzogtümern würde einen fünften Mittelstaat mit zwei Millionen Einwohnern schaffen, der den Widerstand gegen Mainliniengelüste weit kräftiger unterstützen würde wie ein von dem schwachen Augustenburger mit der Verfassung von 1849 regiertes Schleswig-Holstein.“ Bixthum machte vom europäischen Gesichtspunkte aus Bedenken gegen die oldenburgische Kandidatur geltend. Platen aber erkannte deren Gewicht nicht an und bemerkte, daß er in der Erklärung, die die Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens und des deutschen Bundes in der Londoner Konferenz am 28. Mai abgegeben hatten, trotz der Ratifikation des Bundestages eine endgiltige Entscheidung der Rechtsfrage (zu Gunsten des Augustenburs) nicht erblicken könne. Ebenfowenig legte er darauf Gewicht, daß England und Frankreich in der oldenburgischen Bewerbung eine russische Intrigue wittern wollten. „An die Tendenzlüge von der heiligen Allianz glaube niemand mehr.“

Vielsach von Interesse ist, was Graf Bixthum seinem Minister unterm 26. Januar 1865 aus London schreibt. Die Hauptquelle dafür war ein Mitglied der diplomatie feminine, die „liebenswürdige Lady K, eine der Damen der Königin Viktoria.“ Sie teilte ihm vertraulich folgendes mit: „In Osborne ist man entschieden augustenburgisch und ebenso entschieden antibismarckisch. Die Kronprinzessin von Preußen und ihr Gemahl teilen diese Gesinnung. Von einer Ausöhnung mit dem Machthaber, dessen Herrschaft das Leben Wilhelms I. kaum überdauern wird, ist nicht die Rede. Die Kronprinzessin ist von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für

die Zukunft ihrer Kinder haben kann. Sie betrachtet den Gewalthaber als das blinde Werkzeug der deutschen Radikalen und klagt, daß bei der Bethörung des armen Königs (*infatuation of the poor king*) ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Man habe die Augen vollkommen offen, lobe im Stillen unsere [der Sachsen, Baiern und sonstigen Protektoren des Kieler Prätendenten] Haltung und zähle auf den Better Alexander [Mensdorff, der denn auch, freilich vergeblich, seine Schuldigkeit gegen den verhassten Bismarck mit Beihilfe einer thüringer Hoheit zu thun versuchte]. In Paris hat Lady X die Kaiserin Eugenie sehr betrübt gefunden. Sie habe ihr Herz ausgeschüttet über Margot [die Courtisane Marguerite Bellanger], welche den Kaiser affichire, und bestätigt, daß Napoleon neulich bei Margot, die in der Nähe des Arc de l'Étoile wohnt, von einer Dummacht befallen, bewußtlos nach den Tuilerien geschafft worden sei und mehrere Stunden gebraucht habe, um wieder zu sich zu kommen. Dies habe Eugenie so erschreckt, daß sie selbst zu Margot gefahren sei, um dieser Paris zu verbieten, nicht als Gattin, sondern als Mutter und Kaiserin. Die Betreffende soll hierauf wirklich nach Brüssel und von da nach dem Haag gegangen sein, um dem Prince Citron die Zeit zu vertreiben. Man sagt jedoch, sie habe es dort nicht lange ausgehalten und sei nach Paris zurückgekehrt. Die Versöhnung mit dem Prinzen Napoleon soll eine Folge dieser Dummacht sein. Viel Dauer verspricht man sich jedoch nicht davon, obwohl auch Walewski mit dem Prinzen wieder ausgeföhnt ist. Gräfin Walewska steht jetzt hoch in der Gunst der Kaiserin. Der Kaiser soll sie jedoch sehr kühl behandeln. Übrigens steht das kaiserliche Ehepaar selbst auf dem besten Fuße trotz aller Margots.“ Wir teilen diese Episode aus der Pariser Skandalchronik nur deshalb mit, weil Witzthum meint, der Hauptvorgang habe in doppelter Hinsicht politische Folgen gehabt. „Einmal datirt — sagt er — von dieser Dummacht die täglich wachsende Unfähigkeit Napoleons III., die Diktatur auszuüben, welche ihm sein Halbbruder Morny, der Urheber des Staatsstreiches vom 2. Dezember, errungen hatte. Dann aber gab diese Dummacht Veranlassung zur Ausföhnung mit dem Prinzen Napoleon, dessen verhängnisvoller Einfluß auf seinen kaiserlichen Better in dem Maße stieg, als dessen physische und moralische Kräfte abnahmen.“ Er fügt dann hinzu, daß Lord Russell ihm die Bemerkungen der Lady X über das Kronprinzliche Paar in Berlin bestätigt habe. „Ich sagte ihm — berichtet er —, Sie gedächten der Liebenswürdigkeit des Konferenzpräsidenten um so dankbarer, als Sie nicht immer seiner Meinung hätten sein können. »Natürlich — erwiderte er — konnten wir nicht der Ansicht des Freiherrn von Beust sein, aber ich muß gestehen, wenn ich mich an seine Stelle setze, begreife ich ganz die Richtung, die er genommen hat.« Unsere Haltung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit hat seine volle Anerkennung. Auch Lord Russell glaubt, Bismarck arbeite der Demo-

kratie in die Hände. So lange der König lebe, sei jedoch an keine Lösung der konstitutionellen Frage in Preußen zu denken. Der junge Hof sei in entschiedener Opposition, ganz für den Augustenburger und gegen jede Annexion. Man zähle auf Mensdorff. Ich habe seine letzte Depesche [vom 21. Januar] mit Vergnügen gelesen; er ist ganz der Gentleman. Ich denke, der arme Rechberg war wirklich zu schwach und gänzlich ungeeignet für die Stellung, die er eingenommen hatte. Na, lassen Sie uns das Beste hoffen. Ich freue mich, Ihre Verfassung so gut wirken zu sehen. Ihr Sachsen ist ein glückliches Land, und ich verstehe vollständig, daß das Volk nicht preussisch werden mag." Der Bericht schließt mit einer Äußerung des französischen Ministers Drouyn de Lhuys gegen den Verfasser. Er erzählte ihm, er habe im Hinblick auf einen Artikel der Times, worin den Franzosen der Rhein angeboten worden sei, einem englischen Staatsmanne die Stelle aus dem Othello zitiert: Should I want to fight, I do not want any prompter, wollt ich den Kampf, bedürft ich keines Heizers.

Die Bestätigung eines bei uns längst feststehenden Urtheils, vermutlich aber manchem unsrer Leser neu und überraschend, ist die Charakteristik Lord Palmerstons, dessen Tod der Verfasser der Denkwürdigkeiten auf einer Reise in Italien erfuhr. Bixthum beurteilt ihn sehr abfällig, indem er ihn zunächst einen „eigenwilligen, eigenmächtigen, um nicht zu sagen eigensinnigen Minister“ nennt, der von seinen Kollegen wie von seinen Untergebenen gefürchtet und gehaßt worden sei. Dann fährt er fort: „Seit fünfzig Jahren fast ohne Unterbrechung auf der politischen Bühne, hatte er immer, wie Prinz Albert mir einmal sagte, das Staatsinteresse dem seinigen hintangestellt. Langjährige Erfahrung, genaue Kenntniß des Triebwerkes, welches die Parteien im Unterhause in Bewegung setzt und im Zaume hält, hatten dem alten Tory gestattet, den Radikalen durch patriotische Rodomontaden zu imponiren und ihnen die Meinung beizubringen, niemand sei liberaler, niemand kenne das Getriebe der europäischen Politik genauer und niemand vermöge daher das Ruder des britischen Staatsschiffes sicherer zu leiten als er, der joviale Spaszmacher und bottle-holder. Der Pakt, den er hinter dem Rücken seiner Kollegen mit den Konservativen geschlossen hatte, erklärt die Gewalt, die er seit dem Krimkriege bis an sein Lebensende ausgeübt hat. Unter der Bedingung, der radikalen Reformbewegung zu widerstehen, hatte ihm Lord Derby freie Hand nach außen gegeben, und dies benutzte Palmerston, um seinem Hass gegen Osterreich sowie seiner Vorliebe für das revolutionäre Italien Luft zu machen. Seine hochtönenden Worte entzückten die öffentliche Meinung in England, aber im Grunde genommen haben seine platonischen Sympathien Italien thatsächlich weniger genützt, als die Menge glaubt.“ Der alte Herr hatte sich, nach der Ansicht des Verfassers, bei seinem Tode schon längst überlebt. „Seine oft feichten Witze, die im Unterhause belacht und beklatscht wurden, erinnerten nur zu häufig an einen für sein Hand-

werk zu alt gewordenen Clown. Die Geschichte wird Lord Palmerston trotz seines unleugbaren Talents nicht zu den Staatsmännern erster Klasse rechnen und ihn weder mit Lord Chatham noch mit William Pitt auf dieselbe Linie stellen. Er war ein geschickter Gaukler, aber ein Politiker zweiten Ranges. Es fehlte ihm nicht an Mut, wohl aber an Ruhe und Besonnenheit. Eine so ausgesprochne Selbstsucht wie die seine ist nur zu oft zu kleinen Mitteln verurteilt und beeinträchtigt den Nachruhm. Napoleon I. fragte einmal, was man von ihm sagen würde, wenn er tot sei. Die Umstehenden ergossen sich natürlich in Schmeicheleien. Der Kaiser ließ sie ausreden und sagte dann: *Vous n'y êtes pas; on dira: Ouf! Das ist die Nachrede, die auch dem alten Palmerston von Freund und Feind geworden ist.* Die, denen dieses Urteil zu hart vorkommt, und die, denen es zweifelhaft erscheint, weil es von einem Anhänger Osterreichs gefällt wird, mögen die Denkwürdigkeiten Grevilles damit vergleichen, der Palmerston von Jugend an kannte und ein Freund seiner Gemahlin war.

Anschaulich erzählt und größtenteils sehr anziehend sind die Begegnungen, die Bixthum mit Antonelli und Papst Pio Nono hatte, doch müssen wir davon absehen, darauf näher einzugehen. Hervorgehoben sei nur, daß der Papst den Lord Palmerston als einen *mécréant, qui ne croyait ni à Dieu ni à diable* bezeichnete.

Wir kommen zum Frühling 1866 und zu der Zeit kurz vor dem Beginne des deutschen Krieges. Am 15. Mai berichtete Graf Bixthum aus London nach Dresden, England sei tief bekümmert den Phasen der Entwicklung gefolgt, die Deutschland an den Abgrund eines Bürgerkrieges geführt hätten, weil man überzeugt sei, er könne einen für England gefährlichen Weltbrand entzünden. „Ganz abgesehen von den Handelsinteressen könnte dessen Machtstellung eine gleichgiltige Zuschauerrolle verbieten. So gehört z. B. Antwerpen in die britische Machtosphäre. Kein englischer Minister würde die Pflicht der Selbsterhaltung versäumen dürfen. Es ist sonach nicht zu verwundern, wenn die öffentliche Meinung in dem Grafen Bismarck den eigentlichen Friedensstörer erblickt und als solchen verdammt, da der Friedensstörer leicht sich als das Werkzeug dunkler, in letzter Instanz gegen Englands Machtstellung gerichteter Pläne entpuppen könnte. Man läßt ihn gewähren in der Hoffnung, er werde in sein eignes Verderben rennen. Man ist hier überzeugt, er werde in der ersten Stunde den Einflüssen weichen müssen, welche allseits gegen ihn wirken, da sein ehrgeiziger Plan die Existenz des preußischen Staates aufs Spiel setzt. Alle Bemühungen sind in diesem Augenblicke darauf gerichtet, dem Könige von Preußen klar zu machen, daß er den preußischen Staat nur retten kann, wenn er seinen ehrgeizigen Minister fallen läßt und dessen abenteuerliche Politik aufgibt.“ Der Verfasser bemerkt hierzu: „Man war unter dem Einbrücke, Graf Bismarck übe auf seinen Monarchen einen persönlichen Zauber

aus, der schwinden werde, wenn es gelänge, den Minister aus Berlin zu entfernen. Bin ich recht unterrichtet, so kam Fürst Gortschakoff zuerst auf den Gedanken, einen Kongreß in Szene zu setzen, lediglich um den preußischen Monarchen zu isoliren. La Marmora seinerseits wünschte den Kongreß, um Zeit zu gewinnen. Ließen sich die Verhandlungen bis zum 8. Juli hinziehen, so war das von Barral unterzeichnete dreimonatliche Bündniß mit Preußen abgelaufen, und Italien hatte freie Hand, die von Napoleon am 5. Mai gemachten Eröffnungen ohne Rücksicht auf Preußen zum Gegenstande fernerer Verhandlungen zu machen. England betrachtete gleichfalls den Kongreß als Mittel, um Zeit zu gewinnen und Oesterreich aus seiner gefährlichen Lage zu retten. Ich habe daher allen Grund, anzunehmen, daß Lord Russell und Lord Clarendon, obgleich fest überzeugt, daß es an eigentlichen Beratungsgegenständen fehlte, Gortschakoffs Plan gekannt und gebilligt haben. Dieser Plan war: an dem Tage, an welchem man telegraphisch von der Abreise Bismarcks nach Paris unterrichtet sein würde, einen Adjutanten des Zaren mit einem kaiserlichen Handschreiben nach Berlin zu senden, in welchem Alexander II. seinen Oheim beschworen haben würde, die Entfernung Bismarcks zu benutzen, um diesen zu entlassen. Eine ähnliche Pression sollte gleichzeitig von London aus geübt werden, und man rechnete dabei auf den Kronprinzlichen Hof, der ebenfalls zu den Gegnern Bismarcks gehörte. Eine solche Verabredung wird heute kaum glaublich erscheinen. Diejenigen jedoch, welche die Zustände in Berlin im Mai 1866 genau kennen, werden sich erinnern, daß Graf Bismarck damals nahezu alles gegen sich hatte: seinen König [wenigstens in einigen Fragen], den Kronprinzen, den preußischen Landtag und die preußische Landwehr, Deutschland und die neutralen Mächte Europas.“ Die Hoffnungen der englischen Minister waren also, obwohl sie sich nicht erfüllten, keineswegs ohne allen Grund. Bismarck selbst äußerte nach dem Kriege gegen einen glaubwürdigen Gewährsmann Wigthums: „Die Oesterreicher zu schlagen, war keine Kunst. Ich wußte, daß sie nicht gerüstet waren, und daß ich auf die preußische Armee zählen konnte. Die Schwierigkeit war, meinen König über den Graben zu bringen. Daß mir dies gelungen ist, ist mein Verdienst, und dafür darf ich den Dank des Vaterlandes beanspruchen.“

Wir lassen nun die Charakteristik einiger Staatsmänner dieser Zeit folgen, die der Verfasser seinen Berichten einschaltet, und zwar zunächst zwei Sachsen, die er miteinander vergleicht, dann die Bilder von Ministern Napoleons des Dritten. Beust und Friesen waren „beide gewissenhafte, rechtschaffene Staatsbeamte und treue Diener ihres Herrn, an Geist, Temperament und Charakter jedoch grundverschieden. Jeder von beiden hatte eine hohe Meinung von sich und war von der Wichtigkeit seiner amtlichen Stellung erfüllt. Daraus erklärt sich Friesens Empfindlichkeit und bureaukratische Eifersüchtelei. Ihre Auffassungen und Neigungen waren schwer in Einklang zu bringen. Beust war

leichtlebig — seine Feinde sagen leichtsinnig — wie ein Schmetterling; Friesen schwerfällig und schwermütig wie ein Maulwurf. Gener kokettirte mit seinem kleinen Fuße, komponirte Walzer, warf mit Witzworten um sich und tändelte gern mit schönen Frauen; dieser that sich viel auf seine vermeintliche Ähnlichkeit mit dem ersten Napoleon zu gute und sammelte wohlfeile Bilder — ein alter Hagestolz, der keinen Spaß verstand. Kannte ersterer aus eigener Anschauung Wien und Berlin, London und Paris, so hatte letzterer von europäischer Politik wie von allem, was jenseits der sächsischen Grenzpfähle vorging, nur sehr dunkle Vorstellungen. Als Finanzminister schwärmte Friesen natürlich für den Zollverein, welcher Sachsens materielle Interessen schützte; Beust dagegen unterschätzte vielleicht die Thatsache, daß wir seit unserm Eintritt in diesen Verband in die preussische Machtsphäre geraten waren, und daß Sachsens Handel und Industrie ihren Schwerpunkt in Berlin gefunden hatten.“

Von den Ministern Napoleons des Dritten urteilt Vizthum nicht günstig. Thouvenel, der für den fähigsten galt, war nur ein guter Stilist, „täuschte sich aber über alle Hauptfragen, die an ihn herantraten.“ Rouher und Drouyn de Lhuys, 1866 die einflussreichsten, waren auch nicht sehr scharfblickend. „Ersterer, ein gewandter Advokat und Kammerredner, schwärmte für Italien und war damals ganz preussisch. Von der großen Politik hatte er nur dunkle Ahnungen. Seinen Kaiser übersah er; er wußte, wie krank dieser war, wie ungeschlüssig und unzuverlässig. Rouher hatte sich, vom Grafen Goltz geleitet, einreden lassen, Preußen wolle nichts als die Elbherzogtümer und eine Konsolidirung seiner Macht in Norddeutschland, und Graf Bismarck werde nichts thun, ohne sich vorher mit Napoleon zu verständigen. Erschreckt durch die wachsende Opposition gegen die abenteuerliche Politik seines Kaisers, eine Opposition, die in Thiers einen gewandten Führer gefunden hatte, war Rouher ganz von der Nothwendigkeit überzeugt, die Regierung müsse dem drohenden Kriege in strengster Neutralität zusehen.“ Sein heftigster Gegner im Konseil war Drouyn de Lhuys, „der von der Agronomie mehr verstand als von der auswärtigen Politik,“ aber jetzt zum viertenmale Minister des Auswärtigen war, auch früher einen Botschafterposten bekleidet hatte und somit seinen Kollegen sachmännisch überlegen war. Er schrieb gut, besaß eine gewisse Suade und Routine, galt aber nicht eben für wahrheitsliebend. Er hatte die Gefahr, welche das Nationalitätsprinzip für Frankreich haben mußte, ebenso durchschaut wie Thiers und früher als seine Landsleute erkannt, daß nicht Oesterreich, sondern Preußen der Gegner sei, den das zweite Kaiserreich zu fürchten habe. Daher galt er für österreichisch; doch waren seine Sympathien sehr platonischer Natur.“ Er war übrigens wie Rouher von der Nothwendigkeit für Frankreich durchdrungen, neutral zu bleiben, wofür er jedoch einen Preis zu erlangen hoffte. „Fest überzeugt, daß Preußen, wenn es Oesterreich und das übrige Deutschland gegen sich habe, unterliegen müsse und dann, um

sich zu retten, Frankreichs Intervention mit Gebietsabtretungen bezahlen werde, begünstigte Drouyn de Lhuys die persönliche Politik des Kaisers Napoleon und begünstigte sich, Preußen unter der Hand zum Kriege zu ermutigen gegen das Versprechen, nichts ohne Frankreich abzuschließen. Oesterreich aber wurde mit der Eroberung Schlesiens gefördert, welches Napoleon als Entschädigung für Venetien in Aussicht stellte. Oesterreich entschloß sich in der letzten Stunde, die Abtretung Venetiens an Frankreich gegen Zusicherung des obengedachten Äquivalents und der Neutralität zu versprechen. Es kam in Wien ein Vertrag zu stande, der am 12. Juni unterzeichnet wurde. Ich habe ihn nie gelesen, aber ich weiß, daß Beust ihn als das unglaublichste Aktenstück dieser Art, welches ihm je vorgekommen sei, bezeichnete.“

Zum Schluß nur noch das Wichtigste aus einer Unterredung, die Bismarck am 25. August 1866 in Brighton mit Graf Bernstorff hatte. Es besteht in der von ihm dabei erwähnten Verabredung, die Bernstorff 1848 als preußischer Gesandter in Krenstier mit Schwarzenberg getroffen haben wollte. Wir wußten bisher nichts davon, und so würde die Mitteilung Bernstorffs, falls sie begründet wäre, für den denkenden Politiker und den Geschichtsforscher, der den Kausalzusammenhang der Ereignisse zu studiren hat, von hohem Werte sein. Der damalige preußische Gesandte am Londoner Hofe sagte: „Um die gegenwärtige Krisis zu verstehen, muß man sich an das Programm von Krenstier erinnern, an das Programm des Fürsten Schwarzenberg, der denn doch ein anderer Mann war wie alle seine Nachfolger. Auf dieses Programm, das auf dem Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland fußte, waren die vier Punkte gegründet, über welche ich selbst mit dem Fürsten übereingekommen war. Hiernach sollte Preußen allein die Reorganisation des deutschen Bundes übernehmen und dann ein Schutz- und Trutzbündnis mit Oesterreich schließen. Das ist unser Programm noch heute. Wir haben stets daran festgehalten. Kaum jedoch hatte Oesterreich mit Hilfe Rußlands Ungarn unterworfen und bei Kovara die italienische Revolution besiegt, als den Herren in der k. k. Staatskanzlei der Kamm schwoll. Als ich im Dezember 1861 unser altes Programm neu formulirte, protestirte man dagegen in den »identischen Noten.« Ich habe damals trotz der scharf gehaltenen amtlichen Erwiderung die Hand zur Verständigung geboten und dem Grafen Rechberg vertraulich in diesem Sinne geschrieben. Man hat mich keiner Antwort gewürdigt. Als ich aus dem Ministerium schied, sagte ich dem Herrn von Werther voraus, man werde in Wien noch bereuen, sich mit mir nicht verständigt zu haben; mit meinem Nachfolger werde dies schwieriger sein. Graf Bismarck hat bewiesen, daß ich mich nicht getäuscht habe.“